

Fritz Rosenfeld: Zwischenakt

Auf der Bühne herrscht fiebrige Tätigkeit. Das neue Lustspiel eines beliebten Autors wird zum erstenmal aufgeführt. Das Haus ist ausverkauft.

Der Inspektor gibt das Klingelzeichen. Der erste Akt beginnt.

Hinter den Kulissen steht der Direktor mit dem jugendlichen Komiker, der auf sein Stück wartet.

Der Komiker zittert vor Aufregung. Es steht heute viel auf dem Spiele.

„Sie wissen“, sagt der Direktor, „worüber der heutige Abend entscheidet. Nehmen Sie sich zusammen. Es muß gehen. Ich glaube an Ihr Talent. Und dann trägt Ihre Rolle. Nur frisch darauf losspielen, so geht es am besten. Haben Sie Erfolg — bekommen Sie einen Kontrakt auf drei Jahre. Wenn nicht — so muß ich Sie entlassen, so leid es mir tut.“

Der Komiker betritt die Szene. Seine Befangenheit scheint zu schwinden. Der erste Eindruck auf das Publikum ist günstig.

Der Direktor beobachtet ihn durch die Kulissen. Seine Augen haften an den Schauspielern. Er verfolgt ihre Schritte, ihre Gesten, den Tonfall ihrer Stimmen.

Stellen gehen vorüber, bei denen Lachstürme erwartet wurden. Es bleibt totenstill im Haus.

Der Direktor runzelt die Stirn. Ein böser Zug umspielt seinen Mund. Der Autor kommt angestürzt.

„Ja, um Himmelswillen, Direktor, wenn Sie da herausgestellt — diesen Dilettanten, diesen blutungen Dilettanten — der wirkt ja mein Stück um — wäre ich nur bei den Proben gewesen...“

„Er ist noch jung, er hat Talent. Warten Sie noch. Die große Szene kommt erst.“

Die große Szene kam. Der Komiker wandte all seine Kraft auf. Er warf seine Seele vor die schwarze Masse — aber die schwarze Masse im Dunkel unten blieb stumm, blieb stumm und folgte ihm nicht.

So ging die große Szene vorüber, der erhoffte Abgangsbeifall blieb aus.

Der Komiker wurde hinter den Kulissen mit wütenden Vorwürfen empfangen. Der Autor gestikuliert wild in der Luft herum und schrie:

„Ich klage Sie auf Erlass der Zantienen, Sie sind schuld, daß mein Stück durchfällt, Sie können nichts, Sie sind ein Hochstapler.“

Der Direktor suchte ihn zu beschwichtigen. „Herr Doktor — es ist ja noch nicht einmal der erste Akt zu Ende. Gedulden Sie sich. Es wird noch alles gut.“

Aber der Autor war nicht zu beruhigen. Wie toll rannte er durch die schmalen Gänge vor den Garderoben und klagte jedem, den er traf, sein Leid. Daß ein Dilettant sein Stück zertrampelte und der Direktor diesem Dilettanten die wichtige Rolle gegeben habe...

Der Direktor wandte sich zu dem Komiker, der den ganzen Auftritt über still dagestanden

hatte. Seine Augen funkelten fiebrig, er war totenblau, er zitterte am ganzen Körper.

„Kommen Sie — kommen Sie in Ihre Garderobe.“

Sie gingen den engen Korridor hinauf in das Zimmer des Komikers.

Als der Komiker sah, daß der Direktor ihm folgte und seine Garderobe nicht wieder verließ, sagte er mit bitterer Stimme:

„Sie wollen mir meine Entlassung mitteilen, Herr Direktor. Machen Sie keine Umstände. Jagen Sie mich fort.“

„Ich bin dazu gezwungen. Sie haben versagt — das heißt, denen dort unten nicht gefallen. Und das gibt den Ausschlag. Ich versichere Sie nochmals — ich bin von Ihrem Talent überzeugt — aber ich kann Sie nicht beschäftigen, wenn Sie nicht gefallen. Sie werden sich noch entwickeln — sind ja noch jung.“

Der Komiker war in einen Sessel gesunken, hatte seine strohblonde Perücke heruntergerissen und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

„Entwickeln — Herr Direktor, das ist schon gesagt. Dazu gehört Ruhe. Nicht die Jagd von Stadt zu Stadt, die Unsicherheit, wovon man im nächsten Monat lebt. Da muß alles zugrunde gehen, Mut, Kraft, Können, alles!“

„So geht es doch allen — das verstehe ich ja, — das ist einmal so.“

„Und dann die Rollen — Stumpfhirn über Stumpfhirn, der das Gehirn verkleistert. Man muß dabei vor die Hunde gehen.“

„Auch das kenne ich, mein Lieber. Jeder will tragischer Held sein. Und das Theater ist leer, die Kassen ebenfalls. Aber am ersten soll pünktlich die Gage da sein, nicht wahr? Das pfeifen doch schon die Spaken vom Dach, daß wir spielen müssen, was denen da unten gefällt. Es gefällt ihnen nur Mist — also müssen wir Mist spielen. Wenn nur die Erzeuger des Mistes nicht so eingebildet wären, wie der des heutigen — Ich habe gebundene Hände. Muß schlechte, dumme Stücke spielen und talentierte Menschen fortzuschicken, weil sie nicht gefallen.“

Der Komiker warf den Rest seiner Zigarette in den Aschenbecher, zündete sich eine neue an, stand auf, ging in dem engen Raum auf und ab.

„Herr Direktor — jetzt, wo alles vorüber ist, kann ich Ihnen ja sagen, was für ein Wendepunkt der heutige Abend für mich ist. Sie sollen wissen, wie es um mich steht. Ich war blutarm — habe mich durchgehungen — trieb mich in Schmierereien herum — jahrelang — bis ich zu besseren Theatern kam. Aber auch da ging's schwer vorwärts. Da nahm ich mir eines Tages vor: Drei Jahre warte ich noch. Genau drei Jahre. Sind die um, und ich habe keinen Erfolg, keinen Wirkungskreis, in dem ich mich wohlfühle — kein Publikum, das mich liebt — dann — mache ich Schluss. Dann lausche ich unter. Weg vom Theater — weg von allem.“

„Das sagt jeder. Und dann wurfelt man doch fort. Und wird alt dabei, findet sich ad damit und denkt nicht mehr darüber nach.“

„Ich nicht — Herr Direktor — mir ist es ernst. Diese drei Jahre, Herr Direktor, sind heute um — heute abend —. Jetzt wissen Sie, was heute entschieden wurde.“

Der Komiker stand am Fenster und drückte die Stirne gegen die Scheiben. Der Direktor trat zu ihm, legte ihm seine Hand auf die Schulter und sagte:

„Sie werden es überwinden. Ich glaube daran. Sie müssen es überwinden.“

Draußen gellen Stimmen. Der erste Akt war zu Ende. Die Darsteller liefen durch die Gänge. Der Autor stürzte von einem Zimmer ins andere und suchte den Direktor.

„Endlich — Direktor — wo stecken Sie denn. Kommen Sie schnell — die Kerle stellen die Dekoration des zweiten Aktes falsch auf — ganz unmöglich — die Gartenhülle ist schlecht — und die Steinbank ist antik — aus einem klassischen Schmarrn — die kann ich nicht brauchen —.“

Der Autor riß den Direktor am Arm aus der Garderobe und sprach draußen weiter auf ihn ein.

Als sich die Tür hinter den beiden geschlossen hatte, ging der Komiker zu seinem Kleiderschrank, nahm einen Revolver aus der Tasche seines Lieberocks, und setzte ihn an die Schläfe.

Die Detonation ging im Lärm unter.

Der zweite Akt sollte beginnen. Der Inspektor läutete in die Garderobe. Aber der Komiker kam nicht.

Da lief der Inspektor ins Garderobezimmer und fand den Komiker in seinem Blute liegen. Er holte den Direktor.

Der Autor kam herbei — suchte mit den Armen — schrie:

„Wo steckt denn der Kerl, — anfangen — der Mensch hat mein Stück auf dem Gewissen.“

Als er den Toten sah, bekam er einen Kobfuchtsanfall.

„So eine Geisteslosigkeit — von solchen Leuten ist man abhängig. Knallt sich der Kerl nieder — noch vor dem zweiten Akt — um zehn hätte er krepieren können — morgen muß die Rolle ohnedies ein anderer spielen — Direktor, was machen wir jetzt?“

Das Publikum wurde unruhig. Die Pause dauerte zu lange. Die Verwirrung wuchs.

Ein Statist meldete sich — er wollte die Rolle fortführen.

Der Autor sah ihn betrachtungslos an. „Sie? In meinem Stück?“

Dann erinnerte er sich an die Lage.

„Meinetwegen. Schlechter als der andere können Sie es auch nicht machen. Ist ja schon alles egal — nächstens gebe ich mein Stück nicht mehr in diese Bude —. Anfangen, Direktor.“

sonst trampeln Ihnen die draußen den Fußboden durch — die dummen Tiere.“

Der Statist schminkte sich, zog den Rock des Toten an.

Zwei Bühnenarbeiter drückten dem Komiker die Augen zu und schlossen schweigend die Tür seiner Garderobe.

Der Inspektor trat vor dem Vorhang.

„Herr X ist von einem heftigen Unwohlsein befallen worden und auferstanden, seine Rolle durchzuführen. Herr Y springt für ihn ein und bittet um Ihre gütige Nachsicht.“

Es wurde dunkel im Saal, Ruhe trat ein.

Der Vorhang wurde aufgezogen, das Spiel ging weiter.

Der Tod im Schacht

Westlich von Lens, im französischen Département Pas-de-Calais, wenige Kilometer von der kleinen Bahnstation von Billy-Montigny entfernt, ragen die Schöte der Kohlenminen von Courrières in die Luft. Ueber vierzehn Schächte wölben sich die eisernen Wespennester der Fördertürme und blicken starr auf die kahle, ausgehörte Erde herab, wo die schwarze Kohle herrscht, wo die Bäume nicht grün, sondern von Kohlenstaub dunkel sind, und die Chausseen nicht weiß, sondern schwarz.

Am 10. März 1906 fuhren mit der ersten Schicht 1800 Arbeiter in die Schächte ein. Es war fünf Uhr morgens. Auch in den Bureau'stuben regte sich bereits das Leben, die Lohnlisten wurden bereitgelegt, denn es war Samstag und in den kleinen Häuschen der umliegenden Dörfer hürsteten die Frauen die Sonntagskleider ihrer Männer, die in die schwarzen Schächte eingefahren waren. Denn morgen sollte ein Sonntag sein, der Tag des Herrn und der Ruhe.

Um halb sieben Uhr früh ertönte plötzlich ein Knall, ein recht schwacher, den man in den Räumen der Ingenieure kaum hörte. Trotzdem hoben die Ingenieure die Köpfe. Denn sie wußten, daß es im Schacht 3 seit vielen Tagen brannte. Sie wußten, daß bereits die Holzverschalungen vom Feuer ergriffen waren, aber sie hatten geglaubt, daß keine Gefahr vorhanden sei und deshalb haben sie die Belegschaft einfahren lassen. Zehn Minuten später hörte man einen zweiten Knall, einen viel stärkeren und ganz knapp darauf einen dritten. Jetzt stürzten die Ingenieure hinaus, an ihrer Spitze Herr Leon, der Chefingenieur der Minen von Pas-de-Calais. Als sie die ersten Schächte erreichten, begegnete sie Männern, das Gesicht von Kohlenstaub schwarz und von Blut rot. ihre Hände zitterten, in ihren Augen sah das Grauen und sie schrien, nein, sie brüllten, und heulten: „Regrison!“

Es war aber kein schlagendes Wetter. Nein. Das Feuer, das die Ingenieure dadurch bekämpfen wollten, daß sie ihm die Auswege und Luftzufuhren verstopft hatten, wüchste sich. Es haben sich Klüfte gebildet, die vom Feuer zerfressenen Holzverschalungen gaben nach und stürzten ein. Auf Hunderte von Metern waren die unterirdischen Gänge der Schächte, dreihundertfünfzig Meter tief im Bauch der Erde eingestürzt und hatte die Arbeiter eingeschlossen.

Achtzehnhundert Menschen waren am Morgen dieses Tages in die Schächte eingefahren, sechshundert von ihnen wurden bis zu den Mittagstunden hinaufbefördert. Die übrigen zwölfhundert waren unten, versperrt hinter den Mauern des eingestürzten Erdreichs. Man wußte, daß sie unten waren, daß sie dem Erstickungstod, dem Verhungern preisgegeben waren, und man wußte, daß man sie nicht wird retten können. Hunderte von Metern tief waren die Erdreichmassen, die sie in ihrer tödlichen Umklammerung hielten.

Man machte sich an die Rettungsarbeiten. Immer und immer wieder versuchte man, in die verschütteten Schächte einzudringen, aber vergebens. Wo man einige Hundert Meter weit

eindringen konnte, erfüllten bereits giftige Gase die Schächte und halb erstikt wurden die Rettungsmannschaften wieder hinaufbefördert. Die französischen Minen besaßen damals noch keine Schutzhelme und Sauerstoffvorrichtungen und um die Mittagsstunde war es schon gewiß, daß unten noch 1219 Menschen mit dem Tode rangen.

Die nicht in dem Feuer verkohlten, nicht von den giftigen Gasen erstikten, waren dem Hungerstode preisgegeben.

Zweitausend Frauen und Kinder standen schluchzend vor den Eingängen und warteten auf ihre Männer, Brüder und Väter, die nicht mehr kommen sollten. Ein Ingenieur kam aus dem Schacht 3 heraus und rief weinend: „Sie leben noch! Sie leben! Sie haben gegen die Wasserleitung geklopft und wir haben es gehört!“ Sie lebten wirklich noch. Aber eine Rettung war nicht möglich.

Das war das Entschliche an dieser Katastrophe — man wußte, daß dort unten noch Hunderte von Menschen lebten und mit dem Tode kämpften, man stand aber ratlos da.

Zwei Tage lang arbeiteten die französischen Rettungsmannschaften, aber sie konnten kaum etwas ausrichten, da sie mangels genügender Schutzvorrichtungen nicht in die von giftigen Gasen erfüllten Schächte eindringen konnten. Sie arbeiteten nur daran, die Eingänge zu den verschütteten Schächten wieder freizulegen.

Da traf am 12. März in Courrières eine aus 18 Männern bestehende deutsche Rettungsmannschaft ein. Diese Mannschaft, die mit Schutzhelmen und Sauerstoffapparaten ausgerüstet war, vollführte in den nächsten Tagen wahre Wundertaten an Aufopferung und Selbstennt, und die ganze Welt sollte ihr das höchste Lob und die höchste Anerkennung. Kaum von der Bahn gestiegen, ließen sich die Deutschen sofort zum Oberingenieur führen und stiegen sogleich in die verschütteten Schächte ab. Um elf Uhr abends ließ sich die erste Gruppe ablösen. Die zweite arbeitete ununterbrochen bis zum Morgenrauen weiter. Es war eine grauenvolle Arbeit. Auf Schritt und Tritt trafen sie auf verkohlte Leichen, die schon in Verwesung übergegangen waren und die sie mit Raß überschütten mußten. Pferdeleichen versperrten ihren Weg, mühselig mußten sie erst Schutt und Erdreich fortzäumen, nur ganz langsam, meterweise kamen sie vorwärts. Bis Mitternacht hatten sie zwanzig Leichen geborgen. Es war eiskalt draußen, in großen Flocken fiel der Schnee und im Schneetreiben warteten draußen vor den Eingängen Hunderte von Frauen auf die Leiche des Vaters, des Sohnes oder des Gatten. Bis Mittag des nächsten Tages waren die Deutschen achthundert Meter weit vorgeedrungen. Bei jedem Schritt trafen sie auf eine neue Leiche. In allen möglichen Stellungen lagen die Leichen der Unglücklichen da, mit zusammengedrücktten Gliedern oder aufrecht gegen die Grubenwände gelehnt. Die meisten waren erstikt. . . .

Am Mittag wurden die ersten Leichen begraben. Der Bischof verlas eine Depesche des Papstes.

Tag für Tag gingen die Vergungsarbeiten weiter. Tag für Tag kam es bei dem Vorbemerkung der Angehörigen vor den offenen Särgen zu herzzerreißenden Szenen. Selbst die Soldaten, die die Säрге bewachten, brachen in Schluchzen aus. Es gab Frauen, die noch am dritten und vierten Tage nach dem Unglück ausharrten und fest daran glaubten, ihre Männer könnten in irgendeinem abgeschlossenen Winkel der verschütteten Gruben noch am Leben sein. Um diese Zeit gab es noch gewiß Hunderte von Menschen, die tief unten, von Licht und Luft abgeschlossen, um das Leben rangen. Francis Laure, einer der größten französischen Spezialisten für Grubenfragen, behauptete, daß sicherlich noch viele von den verschütteten Arbeitern am Leben seien und forderte weit energiegelohere Betreibung der Rettungsarbeiten. Die Ingenieure glaubten ihm aber nicht. Sie gaben die Verschütteten preis und beschränkten sich darauf, das Feuer zu bekämpfen und Leichen zu bergen. Erst viel später stellte es sich heraus, daß Laure recht hatte und daß man bei einer energiegeloheren Betreibung der Arbeiten noch viele hätte retten können.

Von einer Wiederaufnahme der Arbeit konnte selbstverständlich keine Rede sein. Im Gegenteil — in den benachbarten Gruben traten die Arbeiter in den Streik und das höchst ungeschickte Auftreten der Bergwerksgesellschaften trug nur zu einer tiefen Verschärfung der Lage bei, so daß am 20. März die Zahl der Streikenden bereits achtzigtausend betrug.

Am 28. März, also achtzehn Tage nach der Katastrophe von Courrières wurden in einer verschütteten Galerie des Schachtes 3 vierzehn Bergleute lebendig aufgefunden. So erfreulich die Tatsache an sich war, so schwer wurden die Folgen. Die Anklagen gegen die Ingenieure der Gesellschaft verdichteten sich zu einem Sturm. Jetzt war es klar, daß Laure recht hatte, als er vor zwei Wochen noch behauptet hatte, daß in den verschütteten Schächten noch viele Arbeiter am Leben sein müssen. Die vierzehn Bergleute, die achtzehn schreckliche Tage lang verschüttet waren, konnten ihre Rettung einer ganzen Kette von glücklichen Zufällen verdanken. Sie befanden sich im Augenblick des Einsturzes in einer abgelegenen Galerie und wurden nicht verschüttet. Sie bahnten sich mühevoll den Weg in die Richtung, wo sie eine Ausgangsmöglichkeit vermuteten. Sie hatten weder Licht, noch Werkzeuge, die Lampen waren ausgegangen, sie arbeiteten nur mit ihren Haden, holpten über die Leichen ihrer Kameraden, atmeten die verpestete Luft, hungerten drei Tage lang — da trafen sie zu ihrem Glück auf einen unterirdischen Pferdestall, wo sie Nüssen, Heu und Hafer vorfanden. Als diesen Vorräten nährten sie sich. Sie hatten auch etwas Wasser vorgefunden und offenbar drang durch irgendeine Spalte auch frische Luft in den Stall hinein. So blieben sie am Leben. Ihr Führer, der achtunddreißigjährige Henri Rémy, wurde der Held von Courrières. Als man die vierzehn ans Tageslicht brachte, stiegen sie mühselig, taumelnd aus dem Förderkorb und hielten die Hände vor den Augen, da sie achtzehn Tage lang kein Licht gesehen haben. Das Licht des frühen Morgens blendete sie, als ob sie in die Sonne gesehen hätten. Sie waren sehr erschöpft, aber vollkommen geistesklar. Man bettete sie auf Stroß und gab ihnen Milch. Sie wollten immer essen und sprachen beängstigt viel, so daß ihnen die Kergie das Sprechen verbieten mußten. Während der ganzen Zeit glaubten sie, wie sie erzählten, fest daran, daß man sie retten würde, und unterhielten sich damit, was man mit ihnen wohl anfangen würde, wenn sie wieder oben erscheinen. Zu den seltsamsten Episoden

Der Künstler und die Welt

Von Henry Barbusse

der ganzen Tragödie gehört die Geschichte des Bergmannes Pruvost. Dieser alte Mann, der einer der vierzehn Geretteten war, wußte, daß auch sein vierzehnjähriger Sohn sich unter Tag befunden hatte. Tagelang streifte er mit Némth und den andern durch die Gänge, rief tausendmal den Namen seines Sohnes. Am vierten Tag dieser verzweifelten Suche kamen sie an eine Stelle und Pruvost rief: „Hier muß mein Kind sein!“ Eine schwache Stimme antwortete: „Vater! Vater!“ Es war der Sohn. Er lag verstreut, aber noch lebend, unter den Trümmern.

Die Erregung, die die Auffindung der vierzehn Bergleute verursacht hatte, stieg noch, als am nächsten Tage mehrere Leichen zutage gefördert wurden, die noch warm waren. Ein Arzt erklärte, der Tod dieser Leute sei erst vor wenigen Stunden eingetreten. Hätte man die Ansicht, daß noch Lebende unter der Erde weilen können, nicht ins Reich der Fabel verwiesen, so wären diese gerettet worden.

Die Presse erneuerte ihre Angriffe und lief Sturm gegen die Bergwerks-Gesellschaft von Courrières. Man verlangte exemplarische Bestrafung der Schuldigen. Francis Laure behauptete im „Journal“, daß die Ingenieure vollkommen falsche Maßnahmen ergriffen hätten. Sie hätten einen Schacht verstopft, durch den bis dahin frische Luft in die Minengänge dringen konnte, und dadurch die ums Leben Ringenden den giftigen Gasen preisgegeben. Der Streik verschärfte sich von Tag zu Tag. Mehr als 500.000 Arbeiter hunderttausend Arbeiter streikten, der Gewinnsausfall betrug mehr als eine Million Franken täglich. Ueber sieben Wochen dauerte der Streik an, es kam zu schweren Plünderungen und Zerstörungen an den Verwaltungsgebäuden der Bergwerks-Gesellschaften und erst nach Eingreifen der Regierung und Konzessionen der Gesellschaften lehrte die Ruhe langsam zurück.

Jakob Saringer.

Entdeckungen der Primitiven

C. Der amerikanische Forscher Caron erzählt in seinem Buch über seine afrikanischen Entdeckungsfahrten (Das Kaiserreich der Schlangen von den verblüffenden Naturkenntnissen des „Kaisers der Schlangen“). Einmal galt es Fische für das ganze Dorf zu fangen, aber so viel sich auch die Männer mühten, sie machten keine Beute. Da ging der Kaiser in den Wald und brachte Pflanzenwurzeln mit. Diese warf er in den Fluß und alsbald kamen massenhaft Fische an die Oberfläche, schnappten nach Luft und legten sich auf den Rücken. Mühe los konnten sie nun gefangen werden. Die Fische waren vergiftet. Das machte aber ihrer genießbarkeit keinen Eintrag. Was den Negervölkern Afrika seit altersher bekannt ist, das haben auch die Indianer durch Naturbeobachtung herausbekommen. Einer der menschlichsten Pioniere, die die weiße Rasse in die Gebilde der Indianer schickte, der langjährige Wächter eines der herrlichsten Naturparks der Welt, des Yosemite-Tales (Yosemite), Galen Clark, erzählt in seinem 1910 erschienenen Büchlein über die Poimite-Indianer, daß sie Fische fingen, indem sie das Wasser mit der Seifenwurzelpflanze färbten (Chlorogalum pomeridianum). Auch diese Fische waren für menschlichen Genuß geeignet. Offenlich wird es den Hochmut der weißen Rasse, die jetzt erst wieder ein dunkelhäutiges Volk unterjocht hat, nicht allzusehr verletzen, wenn sie aus diesen Zeugnissen zweier Männer erfährt, daß die Weißen noch immer etwas von den Schwarzen und auch von den Roten lernen können.

Der Schriftsteller bleibt trotz aller Umwege, Schleier, Uebertragungen und künstlerischer Formen der Maler seiner Zeit. Ihr Spiegelbild formt er in Einzelheiten und in der Gesamtheit, im Kleinen und im Großen. So wohnt der Schriftsteller in seinem Raum und seiner Zeit, und wohin immer ihn auch Flucht und Abenteuer treiben, mit sich trägt er seine Zeit und seinen Raum.

Wenn der Schriftsteller über die Sonderfälle, die sich auf seinem Schnittpunkt von Raum und Zeit als Modelle darbieten, nach dem Maß seines Genies hinausgeht, so ist das möglich, weil alle Menschen in ihren großen individuellen Zügen ähnlich sind. Wenn in jedem Wesen ein gleichartiger physiologischer Apparat arbeitet, so arbeitet auch fast derselbe psychologische Mechanismus in ihnen.

Wir können über die Beziehungen zwischen den Menschen sagen, daß zwischen den Geschöpfen tiefgründige Ähnlichkeiten und oberflächliche Unterscheidungen bestehen. Sicherlich sind Unterscheidungen und Tönungen der Kunst lieb. Aber in der Betrachtung der hier und dort auf dem Erdball lebenden Menschen kann man viel künstlerische Demagogie und wissenschaftliche Kurzsichtigkeit feststellen, denn der Künstler hat eine starke Neigung zum Demagogen und der Wissenschaftler zur Kurzsichtigkeit.

Ich für meine Person habe schon oft gesagt und wiederhole es noch einmal, daß der Schriftsteller ein Mann der Öffentlichkeit ist, daß das Buch ein öffentlicher Akt ist. Was wir sagen, geben wir einem beschränkten Kreis; was wir schreiben, fäen wir in die unendliche Menge, die gleichzeitig bekannt und unbekannt ist: die öffentliche Meinung.

Neben dem täglichen Strom von Presse und Radio, diesen großartigen unförmigen Mächten, die in den Hauptstädten thronen, von den Stärksten gelenkt, erhebt sich die Literatur als öffentliche Macht, die zum Teil selbständig ist. Zedensfalls meine ich hier diesen freien Teil der Schriftsteller, die, unbeeinträchtigt von Zwang, Ehren und Zuständigkeiten an einen von anderer Seite gebrauchten und verdorbenen allgemeinen Geschmack, ihre Pflicht erfüllen: unermüdet und immer vollständiger über den Menschen öffentlich zu berichten.

Angeht diese Aufgabe, die den Schriftstellern obliegt, besteht die klassische Formel weiter: den ewigen Menschen im Menschen einer Zeit zu umreißen. Aber diese Formel ist weitestgehend erweitert. Der Mensch, das Individuum, ist nicht allein ein Einzelwesen von Fleisch und Blut, ist nicht allein egozentrisch zu betrachten, sondern auch eine in die Gemeinschaft von zwei Milliarden einbezogene Einheit. Er lebt nicht nur sein individuelles Schicksal, er lebt sein kollektives Schicksal.

Das soziale Drama ist an sich groß, und von einer noch gewaltigeren Größe in diesem Zeitalter, wo das Weltall schwankt und gegen einen der beiden Pole seines Geschickes umschlägt wird. Es macht den Einzelfall bestimmter und genauer: man kann kein Einzelwesen wahrhaft beschreiben, wenn man es nicht in diese allgemeine Perspektive stellt.

Das bedeutet nicht, daß die rein individuelle literarische Literatur, die den besonderen Einzelfall schildert, beiseite geschoben werden soll. Die Meistwerke, die über individuelle Gefühle und Leidenschaften geschaffen wurden — der Kreis von Liebe, Begierde, Verlangen nach Neuem, Todesangst und Tod — diese Meisterwerke müssen immer wieder innerhalb dieses ewig gleichen Kreises geschaffen werden, dieses Kreises von Tragödien und Komödien, die mit jedem Einzelnen beginnen und zu Ende gehen. Aber nur das Genie erneuert immer wieder das eintönige Schauspiel des Menschen, der in dem Gefängnis seines Ich lebt, genießt und leidet, und der mit all seinen trügerischen und vergänglichsten Eroberungen seines Glücks und seiner Träume auftaucht und verschwindet.

Aber auch der soziale Mensch stirbt nicht. Der soziale Mensch, der sich durch die Kraft der Menschlichkeit und durch die Kraft der Tat aus seiner Isolierung befreit, ist ewig. Ohne Ende sammelt sich in der Masse Fortschritt und Wissenschaft. Sie ist stark. Sie ist stark genug, die Welt aus den Angeln zu heben. Neben dem geschicklichen Einzelwesen und seinem Traum von Fortsetzung ist sie Herrin von Zeit und Raum.

Da es die Sendung des Schriftstellers von heute und morgen ist, die Wirklichkeit zu erkennen, wie sie ist, so sieht er bei der Betrachtung der sozialen Wirklichkeit, daß sie im Grunde aus

Gottfried Keller:

Zur Erntezeit

I.

Das ist die üppige Sommerzeit,
Wo alles so schweigend blüht und glüht,
Des Sommers stolzierende Herrlichkeit
Langsam das schimmernde Land durchzieht.

Ich hör' ein heimliches Dröhnen gehn
Fern in der Gebirge dämmerndem Blau,
Die Schmitter so stumm an der Arbeit stehn,
Sie schneiden die Sorge auf brennender Au.

Sie schnehen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donner Schlag,
Nach einer wogenden Freiheitsflucht
Und einem entscheidenden Völkertag!

II.

Es deckt der weiche Buchenschlag
Gleich einem grünen Samtgewand,
So weit mein Auge rücken mag,
Das hügelübergeigte Land.

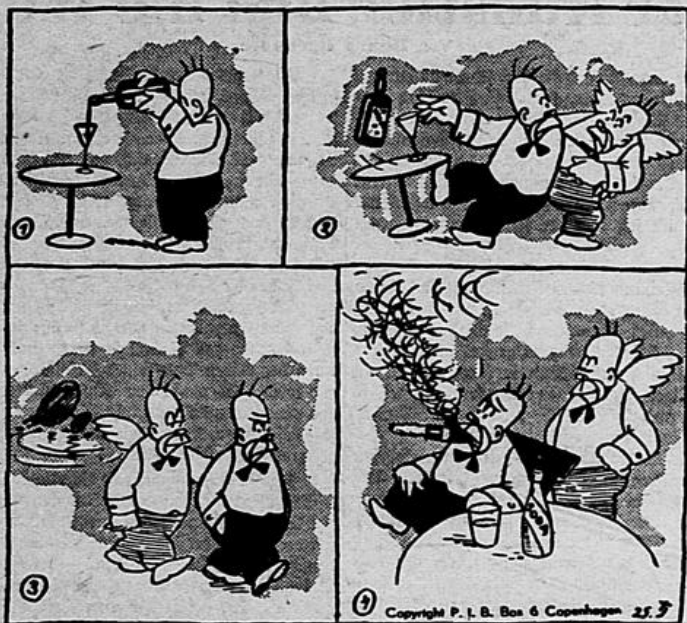
Und sachte streicht darüber hin
Mit linder Hand ein leiser West,
Der Himmel hoch mit stillem Blau
Sein blaues Aug' drauf ruhen läßt.

Mir ist, ich trag' ein grünes Kleid
Von Sammet, und die weiche Hand
Von einer schweigend holben Maid
Strich' es mit ordnendem Berstand.

Wie sie so freundlich sich bemächt,
Duld' ich die leichte Unruh' gern,
Indes sie mir ins Auge sieht
Mit ihres Auges blauem Stern.

Und beiden ist, dem Land und mir,
So innerlich, von Grund aus, wohl —
Doch schau, was geht im Feldweg hier,
Den Blick so scharf, die Wangen hoch?

Ein Heimallofer spuckt sich
Walbeinwärts durch den grünen Plan —
Das Menschenelend krabbelst mich
Wie eine schwarze Wolfspinn' an!



Adamsons Kampf mit seinem besseren Ich

zwei Richtungen besteht, aus zwei klar unterschiedenen irdischen Bewegungen und ihrem Kampf gegeneinander.

Aber es genügt nicht, diese grundlegenden Strömungen zu unterscheiden. Es gilt, sich zu entscheiden. Man muß vor und in ihnen Stellung nehmen, weil sich hier zu den geistigen Elementen das moralische Element der Tat fügt. Man muß bewußt an dem sozialen Drama teilnehmen, dessen Teil man ist.

Wir wissen alle, daß es unter den Trägern dieser Kunst aller Künste, der Literatur, eine ununterbrochene Tradition der Auflehnung und Revolte gegen die bestehende Ordnung der Dinge gibt. Neben Virgil, der den melodischen lateinischen Nachhall Homers in den Dienst des entstehenden römischen Staates stellte, und sogar früher als er, schrieb Lukrez, der sich um die Leiden der Menschen sorgte und ihnen als Ausweg vorschlug, die Schranken einzureißen. Mitten im sechszehnten Jahrhundert, nach der Dunkelheit des Mittelalters und der eleganten, von einer aristokratischen Rinderheit über den Massen aufgebauten Renaissance kam La Voetie, der den künftigen Menschen riet, sich zu erheben, um größer zu sein. Es folgten die Enzyklopädisten und viele andere, leidenschaftliche und Spötter, und es ist notwendig, auch der wertvollen Lichtungen im oft undurchsichtigen Gebiet des Idealismus und der Philanthropie zu gedenken, der Lichtungen der Romantik und des Naturalismus.

Die Geistesarbeiter, Sachwalter der Kultur, die allen gehört, müssen die Kultur verteidigen. Sie wird sich nicht selbst verteidigen, und wenn man anderen diese Sorge überläßt, so werden sie sie für sich verteidigen, gegen uns, gegen alle.

Wir gehorchen nur einem Gebot: zusammen einer Sache zu dienen, und die besonderen Kräfte und Waffen, über die wir verfügen, zur Förderung des Entstehens und Fortschreitens eines Humanismus anzuwenden, der der tragischen Weltlage, dem Fortschritt des Geistes und dem ungeheuren Komplex der Zivilisation mehr entspricht, in deren Mitte wir uns befinden,

der der Zukunft, die nur die dynamische Form der Gegenwart, die handelnde und lebende Gegenwart ist, dient.

Für Radiobastler

Wer Gelegenheit gehabt hat, einen Radioapparat ohne Gehäuse zu sehen, wird erstaunt gewesen sein, wieviel Einzelteile im Innern des Empfängers untergebracht sind. Eine sehr große Rolle unter diesen Einzelteilen spielen die Widerstände. Jeder elektrische Strom, der einen Leiter durchfließt, hat eine bestimmte Spannung. Manchmal kommt es nun darauf an, daß der Strom, der bei seinem Abgang von einer bestimmten Stelle eine bestimmte Spannung hat, an einer anderen bestimmten Stelle mit einer niedrigeren Spannung ankommt. Um dieses zu erreichen, schaltet man zwischen die beiden gegebenen Punkte einen Widerstand ein, der die Eigenschaft besitzt, die Spannung des Stroms herabzubrüden.

Das Prinzip des Widerstandes beruht auf dem Umstand, daß verschiedene Stoffe dem Durchfließen des elektrischen Stroms verschiedene Widerstände entgegensetzen, und daß selbst bei Verwendung des gleichen Stoffs, etwa eines Kupferdrahtes der Widerstand dem Durchmesser entgegengesetzt proportional ist. Auf diese Weise kann man ganz genau feststellen, wie der Widerstand berechnet sein muß, um eine bestimmte Spannungsdifferenz herbeizuführen. Die Ausföhrung der Widerstände ist je nach dem Zweck, dem sie dienen, sehr verschiedenartig: bald sind sie aus Metalldraht, bald aus einer anderen Masse hergestellt, bald haben sie einen bestimmten feststehenden Wert, bald können sie in ihren Werten verändert werden.

Von der guten Qualität der in einem Radioapparat verwandten Widerstände hängt das gute Funktionieren des Apparates zum sehr großen Teil ab. Man wird daher gut tun, sich beim Kauf eines Radioapparates zu vergewissern, daß auch wirklich erstklassige Markenwiderstände für den Apparat Verwendung gefunden haben.

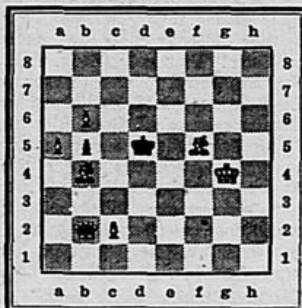
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 294.

Von W. Maximow.

Schwarz: Kd5, Bb5. (2)



Weiß: Kg4, Db2, Lb4, f5, Ba5, b6, c2. (7)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 291: Lb5-d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hofheld Otto, Chimiak Theo, Freundl Anton, Schindler Rudolf, Habl Erwin, König Rudolf, Lohmüller Hans, sämtlich Nestersitz; Richter Karl, Politz a./E.; Strache Rudolf, Klötzig Rudolf, Strache Karl, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen; Dinnebler Emil, Tetschen; Sturm Heinrich, Brünn; Tepper Franz, Karlsbad; Witsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Anton, Schöbritz; König Anton, Walter Ludwig, Steinwitz Hans, sämtliche Kwitkau; Koukal Eduard, Trupschitz; Hyna Josef, Hostomitz; Eichler Otto, Drakowa; Tesaf Franz, Suchel.

Kreismeisterschaft.

Am Sonntag, den 9. August, wurde die dritte Runde der Kreisserie zum Abschluß gebracht. Halbkreismeister wurden Komotau I und Warnsdorf, welche nun zum Kampf um den Kreismeister am 30. August in Pömerle antreten werden. Die Warnsdorfer Mannschaft, welche verhältnismäßig leichteres Spiel hatte, gewann in allen drei Runden. Nicht so leicht hatte es Komotau, welche zwar nach hartem Kampf Sobrusan besiegen konnte, aber gegen Wisterschan nur mit Not einer Niederlage entging. Wisterschan, welche erst mit 3:0, dann mit 4:2 Punkten in Führung lag, war nicht instande, trotz günstigen Positionen auf den beiden restlichen Brettern auch nur den notwendigen ½ Punkt zu erreichen. Alles in allem ein Kampf, der im Arbeiterschach selten zu sehen ist. Im nachfolgenden die Ergebnisse an den einzelnen Brettern:

Brett	Wisterschan	Komotau I.
1:	Scharoch 1	0 Kfenek
2:	Röbek 1	0 Flalka
3:	Schramm 1	0 Sachs
4:	Röckl 0	1 Schöpka
5:	Novotný 0	1 Husar
6:	Schmid 0	1 Thiel
7:	Walter 0	1 Görg
8:	Neuling 1	0 Tichraj

Ergebnis: 4 : 4 unentschieden

Kampfrichter Gen. Hyna, Hostomitz.

Brett	Kleische	Seldnitz
1:	Aron 1	0 Schinkel
2:	Guth 1	0 Hübel Otto
3:	Repka 0	1 Dobias
4:	Dubitzký J. 0	1 Weber
5:	Wendler 1	0 Redlich
6:	Dubitzký H. 1	0 Justel
7:	Schulz 1	0 Deutschmann R.
8:	Hühler 1	0 Bittner Adolf

Ergebnis: 6 : 2 für Kleische

Kampfrichter Gen. Habl, Nestersitz.

Endstand: Gruppe I: 1. Komotau I. 1½ Siege, 9½ Punkte; 2. Wisterschan 1 Sieg, 3 Punkte; 3. Sobrusan ½ Sieg, 6½ Punkte. — Gruppe II: 1. Warnsdorf 3 Siege, 19½ Punkte; 2. Kleische 2 Siege, 13½ Punkte; 3. Seldnitz 1 Sieg, 11 Punkte; 4. Krochwitz 0 Siege, 4 Punkte.